



ANGELIKA GLANDER

SIE  
ENTKOMME  
LESEPROBE  
NICHT

THRILLER

MIDNIGHT 



### **Die Autorin**

Angelika Glander, geboren 1954 in Heringsdorf, lebt seit 1976 in Hamburg und zeitweise in Großbritannien. Sie studierte Soziologie und Sozialökonomie und arbeitete mehrere Jahre als Journalistin für Printmedien und Hörfunk. Neben Romanen schrieb sie auch Biografien und war als Übersetzerin tätig.

### **Das Buch**

Bis du mich liebst ...

Hanne Sommer führt ein unscheinbares Leben. Die eher schüchterne Büroangestellte wohnt allein, ihr einziger Vertrauter ist ihr Vater, der im Altenheim lebt und um den sie sich liebevoll kümmert. Ihre Welt verändert sich drastisch, als sie plötzlich anonyme Briefe von einem Unbekannten erhält. Hanne fühlt sich bedroht und hat keine Ahnung, wer der Stalker ist. Aus Angst, der Unbekannte könnte ihr etwas antun, geht Hanne auf seine Forderungen ein. Sie kleidet sich anders, belegt sogar einen Diätkochkurs und sucht nach einem besser bezahlten Job. Schließlich erstattet Hanne Anzeige bei der Polizei. Doch die Beamten tapen im Dunkeln. Bis die Situation eskaliert und ein Fremder in Hannes Wohnung einbricht ...

Angelika Glander

# Sie entkommt mir nicht

Thriller

**MIDNIGHT** 

**Midnight by Ullstein**  
**[midnight.ullstein.de](http://midnight.ullstein.de)**

Originalausgabe bei Midnight  
Midnight ist ein Digitalverlag  
der Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Januar 2017 (1)

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017

Umschlaggestaltung:  
zero-media.net, München  
Titelabbildung: © FinePic®  
Autorenfoto: © privat

ISBN 978-3-95819-106-8

#### Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben. In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

# Prolog

Eine leichte Beklemmung ergriff Hanne Sommer, als sie das Polizeiviertel betrat. Der Vorraum, der einer Rezeption glich, lag im Halbdunkel und war völlig still, ja er hatte etwas Unheimliches. Hanne Sommer beschlich ein Gefühl von Verlorenheit, jedenfalls fühlte sie sich unwohl und deplatziert. Sie hatte sich vorgestellt, hier ginge es äußerst geschäftig zu, jede Menge Polizeibeamte wuselten umeinander, nähmen Anzeigen auf, sorgten für Ordnung oder schrieben an Computern. So jedenfalls kannte sie es aus den zahllosen TV-Krimis. Da ging alles immer sehr familiär zu. Die einen fertigten die zahlreichen »Kunden« ab, ob es nun alte Frauen waren, die ihren Hund vermissten, ob es Touristen waren, die man bestohlen hatte, oder ob dort Huren kreischten, weil sie sich gegen die Festnahme wehrten. Nebenher hatten die Polizisten immer noch Zeit für ein Schwätzchen über private Dinge. Jedenfalls ging es sehr lebendig zu. Aber hier war nichts dergleichen. Kein Mensch befand sich in dem spärlich und einfach eingerichteten Raum, der durch einen Tresen geteilt war, hinter dem auch niemand stand oder saß. Links vom Tresen befand sich ein Gang mit drei geschlossenen Türen, an denen nichtssagende Schilder hingen. Dafür gab es eine riesige Glasscheibe, durch die sie in den hinteren Raum sehen konnte, in dem tatsächlich vier oder fünf uniformierte Beamte sich unterhielten, schrieben oder sich gerade anzogen. Aber sie konnte sie nicht hören. Einen Moment lang beobachtete Hanne Sommer das Treiben da hinten. Es kam ihr wie die Szene eines Stummfilms vor. Ein Polizist gestikulierte heftig, sie währte, es müsse sich um etwas Ernstes handeln, einer lachte; offenbar war es doch nicht so schlimm, und die einzige Frau schüttelte ungläubig den Kopf. Sie sah, wie diese nach links aus dem Raum verschwand, offenbar holte sie etwas, denn sie war nach einem Moment wieder da und gab dem

Zornigen etwas, wonach er vermutlich gesucht oder was er wohl verloren hatte. Das konnte sie nicht genau deuten. Die Frau schien ihn durch nette Worte zu besänftigen, vielleicht entschuldigte sie sich auch.

Plötzlich tauchte links aus dem Gang ein Polizist auf und riss Hanne Sommer aus der Beschaulichkeit. Im Vorbeigehen ließ er sie freundlich wissen: »Es kommt gleich jemand.«

Hanne Sommer nickte, und weil sie offenbar noch warten musste, ging sie hinüber zum Ständer, in dem eine Menge Prospekte und Flyer steckten. Sie überflog die Aufschriften der Faltblätter. »Wie schütze ich mich vor Diebstahl?« las sie auf einem Flyer. Sie zog ihn aus dem Ständer und blätterte ihn auf, mehr aus Neugier denn aus Interesse. Flüchtig überflog sie ihn, aber weil er ihr nicht wichtig war, steckte sie ihn zurück. Dafür nahm sie einen anderen heraus. »Schützen Sie ihr Haus besser« – sie schaute sich die Bilder darin an. Doch auch ihr Interesse an Bewegungsmeldern, Kameras und Lichtschranken hielt sich in Grenzen. Viele Flyer ignorierte sie. Nur an einem blieb sie hängen: »Sicherheit in der Wohnung«. Zielstrebig nahm sie das Blatt aus dem Ständer, klappte es auf und las aufmerksam, wie man die Tür mit einem Türzusatzschloss, Panzerriegel oder mit einem digitalen Schloss vor einem Einbruch schützt. Das war es, was sie brauchte, genau das. Sie verglich und überlegte, welches der Schlösser für sie am besten war.

Inzwischen erschien eine Polizistin. »Hallo!«, grüßte sie Hanne Sommer.

Aber diese reagierte nicht.

»Hallo. Was kann ich für Sie tun?«, wiederholte die Beamtin und machte einen Schritt auf sie zu. »Alles in Ordnung?«

Erschrocken drehte sich Hanne zu ihr um. »Ja, ja«, erwiderte sie knapp. Mit dem Flyer in der Hand folgte sie der Polizistin zum Treppen. »Ich möchte eine Anzeige machen«, erklärte Hanne Sommer.

Erwartungsvoll sah die Beamtin sie an. »Dann legen Sie mal los!«

Einen Moment lang überlegte Hanne, was sie sagen sollte. Leicht fiel es ihr nicht.

»Ja, es ist so«, begann sie vorsichtig. »Seit ungefähr einem halben Jahr bekomme ich anonyme Briefe.«

Die Beamtin sah sie misstrauisch an. »Wie, anonyme Briefe? Liebesbriefe?«, hakte sie nach.

Hanne Sommer verneinte; nein, Liebesbriefe waren es ihrer Meinung nach nicht. Im Grunde war es ihr peinlich, über diese Angelegenheit zu sprechen. Sie empfand es als zu privat, ja sogar zu intim. Scheu wie sie war, hatte sie sich lange davor gedrückt, etwas dagegen zu unternehmen. Aber nun ging es nicht mehr.

Die Polizistin wartete noch immer auf eine Antwort. Hanne bemerkte, dass sie sie musterte. Sie sah sie von der Seite an und ließ den Blick abschätzend an ihr hinuntergleiten. Dennoch wusste Sommer, dass die Polizei verpflichtet war, Anzeigen dieser Art zunächst einmal ernsthaft zu behandeln. Die Polizistin fragte sie erneut: »Und was schreibt die Person? Was will sie?«

Hanne Sommer kramte in ihrer Tasche und beförderte schließlich einen Brief hervor. Sie reichte ihn der Polizistin. »Nur Forderungen und Drohungen«, erklärte sie dazu.

Mit einem geübten Blick drehte und wendete die Beamtin den Brief, konnte aber nichts Auffälliges entdecken. Hanne schaute ihr zu, wie sie vorsichtig den Briefbogen herauszog, ihn öffnete und las. Ihr fiel auf, dass die Frau zuweilen die Stirn runzelte. Warum, konnte Hanne Sommer nicht genau deuten. Vielleicht verstand sie den Inhalt nicht, oder sie konnte die Schrift nicht lesen. Dann sah die Frau sie wieder an und sagte verwundert: »Hört sich ja komisch an. Und Sie wissen wirklich nicht, wer dahintersteckt?«

Hanne Sommer schüttelte den Kopf.

Das komplizierte die Angelegenheit. Hanne Sommer spürte den Zweifel der Beamtin. »Bedroht er Sie? Ich meine, belästigt er Sie sonst?«, wollte sie wissen.

Für Hanne Sommer war der Moment gekommen, in dem sie ihre Ängste und Anspannung nicht länger unterdrücken konnte. Im letzten halben Jahr hatten sich Gefühle angestaut, die mit simpler Neugier begannen, sich mit Gewöhnung und Schrecken fortsetzten und schließlich in Abhängigkeit und Angst mündeten. Nein, bemerkte sie, bis auf die Briefe hatte sie die Person bisher nicht belästigt. Dennoch gab es eine Last, wenn auch ganz anderer Art.

»Aber ich habe Angst vor diesem Menschen«, brach es aus ihr heraus. »Immer denke ich, er lauert irgendwo. Auf der Straße oder in der Wohnung. Überall.«

Hanne Sommer bemerkte den überraschten Blick der Polizistin. Er verunsicherte sie. Nahm sie sie ernst? Aus ihrem Gesichtsausdruck schloss sie, dass sie wohl nicht genau wusste, was sie von ihr halten sollte, ihr letztlich aber doch glaubte. Jedoch, welche Wahl hatte sie denn? Sie musste es einfach annehmen. Mit einem verstohlenen Blick auf das Faltblatt »Sicherheit in der Wohnung« rief die Polizistin das Formular im Computer auf, um die Daten von Hanne Sommer aufzunehmen. Doch plötzlich wurde sie unterbrochen durch eine Mutter, die mit ihren zwei kleinen Kindern, die fröhlich lärmten, den Eingangsraum betrat. Die Kinder, ein Mädchen, ein Junge, plapperten laut und ließen sich auch durch die Ermahnung der Mutter nicht beruhigen. Dafür schaute die Mutter entschuldigend zu der Polizistin und Hanne Sommer hinüber, die gar nicht anders konnten, als auf sie aufmerksam zu werden. Die Mutter wollte eilig ihr Hiersein beenden. Deshalb schob sie schnell einen Schlüsselbund über den Tisch. »Hab ich eben vor einer Bank an der Apostel-Kirche gefunden«, erklärte sie. »Vielleicht vermisst die jemand.«

Die Polizistin nickte freundlich. Sie hob den Schlüsselbund hoch, um ihn zu begutachten. »Wo genau haben Sie ihn gefunden?«

»Ich glaube, es war die zweite Bank am Gehweg«, versuchte sich die Mutter zu erinnern.



Die Polizistin legte den Bund neben den Computer und bedankte sich.

Als beide wieder allein waren, konzentrierten sich die Beamtin und Hanne Sommer wieder auf das Formular im Computer.

»Name?«

»Hanne Sommer.«

»Und das ist ihre aktuelle Adresse?«, zeigte die Beamtin auf den Briefumschlag.

Hanne Sommer nickte. Die Polizistin tippte es im Zehn-Finger-Suchsystem ein.

»Wann geboren?«

»Am 12. Mai 1975.«

»Wo?«

»In Hannover.«

»Familienstand?«

»Ledig.«

»Sachverhalt: Belästigung und Bedrohung«, fügte die Beamtin im Selbstgespräch hinzu und sicherte die Daten. »Machen Sie sich erst mal keine Sorgen«, beruhigte sie Hanne Sommer, als sie aufstand, um den Ausdruck aus dem Drucker zu holen. »Bitte hier unterschreiben«, legte ihr die Polizistin das Formular vor. Hanne Sommer tat es. »Wir melden uns bei Ihnen, so bald wie möglich«, gab ihr die Beamtin ermunternd mit auf den Weg, als Hanne Sommer den Brief wieder an sich nahm, den ihr die Frau über den Tresen zurückreichte.

Ein Trost war das nicht. Aber Hanne Sommer war etwas erleichtert, weil sie sich getraut hatte, die Sache auf den Weg zu bringen. Dennoch war es für sie das Signal zu gehen. Deshalb steckte sie den Brief ein, stand auf und bedankte sich. Mit dem Flyer in der Hand verließ sie das Polizeirevier.

# 1

In der geräumigen Küche war es ganz still. Kein Geräusch oder Laut war zu hören, einzig das monotone Ticken der Wanduhr zerriss wiederkehrend die Stille. Auf dem Tisch, an dem Gerald Langhoff saß, stapelten sich neben allerlei Krimskrams Akten und Papiere, die im Gegensatz zur aufgeräumten Einrichtung Unordnung schufen. Versunken widmete sich Langhoff seiner allmorgendlichen Tätigkeit, die darin bestand, Samen aus Lavendelblüten zu pulen. Langsam, fast andächtig, rieb er mit Daumen und Zeigefinger die winzigen Samen aus den Blüten, die in einer Schale landeten. Zwischen durch nahm er einen Schluck aus der Kaffeetasse, wobei er nicht mehr merkte, dass der Kaffee fast kalt war. Langhoff genoss die Ruhe und die Meditation, in denen er sich für den Tag sammelte. Dies war der einzige Moment, in dem er sich in sich selbst verkriechen, sich selbst beklagen, sich selbst erhöhen konnte. Dann versuchte er die Wut zu verarbeiten, die Wut auf alles, was ihn ängstigte. Im Grunde ängstigte ihn alles, alles was er nicht beherrschte und ihn in Frage stellte. Als Kind auf dem Lande war er sich weitestgehend allein überlassen, selbständig. Das machte ihn glücklich. Der Vater, an den er sich kaum noch erinnern konnte, war Tierarzt, schwierig, erheblich älter als seine Mutter, wenig nahbar und Trinker. Er starb früh – ein Unfall im Suff. Der Hufschlag eines Pferdes war tödlich gewesen. Und seine Mutter? An ihr hing er – abgöttisch. Hatte er es einmal erlebt, dass sie ihn einengte oder maßregelte, wenn er sich in seine eigene Welt zurückzog? Nein, nie. Im Gegenteil, sie hatte ihm alles gewährt, was er forderte. Er sah sich noch den Pony-Wagen durch die Felder kutschieren, majestätisch, wie ein kleiner König. Er mag fünf Jahre alt gewesen sein. Noch heute spürte er die derbe Lederleine in den Händen. Das Pony reagierte sofort auf den geringsten Zug, das hatte er ihm selbst

beigebracht. Und der Braune gehorchte ihm. Wenn er nach seinen Ausfahrten in den Hof einfuhr, wartete sein Hofstaat oder Gefolge, wie auch immer, auf ihn, nämlich seine Tiere. Huldvoll salutierte er vor den gackernden Hühnern, den schnatternden Enten, den kauenden Ziegen und dem alten Kater: »Ich grüße euch, ihr treuen Untertanen!« Natürlich scharrten sie sich um ihn, um seine Rede zu hören, er wies sie an, was sie tun sollten. Manchmal erzählte er ihnen auch, was ihn umtrieb. Dann folgten sie ihm, wenn er seinen Hofstaat unter dem aufgespannten Regenschirm durchschritt, immer im Kreis auf dem Hof, mit Wollmütze und Gummistiefeln, gemessenen Schrittes, stolz, die Ziegen hinter sich herzerrend, der Kater sowieso neben ihm. Dann war er weniger ein König als vielmehr Robinson Crusoe auf seiner Insel. Sie stellten ihn weder in Frage, noch ängstigten sie ihn, nichts und niemand. Wie einfach das war.

Langhoff wurde abrupt aus seinen Gedanken gerissen. Die Ruhe fand ihr jähes Ende, als er die Haustür ins Schloss fallen hörte. Automatisch schaute er auf die Küchenuhr, die zwanzig nach acht zeigte. Die Haushälterin war mit den Hunden zurückgekommen. Wie bei einer verräterischen Tätigkeit ertappt, deckte er die Schale mit einem herumliegenden Blatt zu und erhob sich hastig. Die Hunde kamen aufgereggt und lärmend in die Küche gestürmt, während Langhoff die Reste der Samen auf dem Tisch mit der Hand zusammenschob. Kurz darauf erschien die Haushälterin in der Tür. Langhoff kannte ihre polterige, grobe Art, mit der sie regelmäßig wenig rücksichtsvoll seine morgendliche Ruhe beendete. Er hatte sie im Verdacht, dass sie entweder schon leicht senil war oder gleichgültig ihm gegenüber. Immerhin war sie fast siebzig. Seit zwanzig Jahren kümmerte sie sich um den Haushalt. Seine Mutter hatte sie angestellt. Sie brauche das Geld, betonte sie häufig, denn die Rente ihres Mannes genügte nicht, sonst hätte sie den Job längst an den Nagel gehängt. Sie war von einfachem Gemüt. Im Grunde

sprachen sie wenig miteinander, auch sie hielt er gerne auf Abstand. Aus Rücksicht auf seine Mutter hielt er sich bei ihr zurück. Aber Sorgen machte er sich keine, sie wusste, was zu tun war, und er war zufrieden damit. Die Hunde folgten ihr, sie war zuverlässig, ordentlich und beim Lohn bescheiden. An eine neue Haushälterin wollte er sich nicht gewöhnen. Das würde nur Unannehmlichkeiten mit sich bringen. Obwohl, das hatte er sich manchmal gefragt, was wird werden, wenn sie eines Tages nicht mehr will oder kann? Den Gedanken mochte er gar nicht zu Ende denken.

»Herr Langhoff, der Chauffeur wartet schon«, ermahnte sie ihn.

Langhoff mochte diese Störungen gar nicht. Schlecht gelaunt nickte er abwesend und stellte die Kaffeetasse hinüber in die Spüle. Im Weggehen trocknete er sich die Hände ab. Ohne ein Wort zu sagen, hastete Langhoff an der Haushälterin vorbei, nur die Hunde ließen sich nicht entmutigen und folgten ihm hartnäckig in den Flur, wo er sich vor dem Spiegel den Schlips umband, das Jackett überstreifte und die Tasche von der Kommode nahm. Ein letzter Blick in den Spiegel zeigte ihm, dass alles saß. Was er allerdings nicht wahrnahm, war sein etwas schäbiger Aufzug. Das Hemd war grünlich, der Schlips altmodisch und die Jacke abgetragen. Er mochte eigenwillig, ja selbstherrlich sein, aber eines war er nicht: eitel. Jedenfalls störte ihn der nachlässige Aufzug nicht. Auf Äußerlichkeiten hatte er nie viel Wert gelegt. Seine untersetzte, etwas füllige Statur steckte immer in den gleichen, abgetragenen Anzügen, farblich eher unauffällig in Grau oder Braun. Passend dazu trug er in der Regel weiße Hemden und blaue oder braune, quergestreifte Binder. Nur seine energisch gespannte Haltung und sein graues, volles Haar ließen ihn distinguiert erscheinen. Einst war er schlank und drahtig, bewegte sich forsch, ja sogar wie ein Wirbelwind. Jetzt aber tat er alles gemächlicher. Er spürte, dass er sparsamer mit seiner Energie umgehen musste.

Aber, wie immer, wenn Langhoff unter Druck geriet, und sei es nur, weil der Fahrer vor dem Haus wartete, reagierte er hektisch und gereizt. So stieg er, wie jeden Morgen, ins Heck des Autos, legte seine Tasche neben sich und schwieg. Der Fahrer, der das Ritual kannte, schaute in den Rückspiegel und grüßte Langhoff freundlich: »Morgen!«

Langhoff sah nach vorn und antwortete widerwillig: »Ja, ja. –  
Fahren Sie. Es ist spät.«

Der Fahrer rollte mit den Augen. Langsam drehte er den Schlüssel, startete und fuhr davon.

## 2

Hanne Sommer beobachtete im Spiegel, wie der Friseur mit leichter Hand die Spitzen ihrer Haare schnitt. Manchmal kam ihr die Frisur noch immer fremd vor. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie das letzte Mal so kurzes Haar getragen hatte, noch dazu mit blonden Strähnen. Bis vor ein paar Monaten hatte sie es immer halblang und glatt getragen. Zugegeben, ihr Haar wirkte jetzt lässig und flott, ja sportlich, und das Gesicht wirkte voller und sinnlicher. Dennoch fühlte sie, dass es eigentlich nicht ihrem Geschmack entsprach.

Hatte sie überhaupt eine Vorstellung, wie ihr ihr Haar wirklich gefiel? Als Kind trug sie es immer lang, und wenn es offen war, hing es über die Schultern herab. Ihre Mama wollte es so, doch sie achtete immer darauf, dass es ordentlich und gebunden war. Mit krampfhafter Geduld saß sie jeden Morgen, vor der Schule, in der Küche und ließ die Tortur des Zopflechtens über sich ergehen. Entweder es wurden zwei Zöpfe, einer rechts, einer links, mal höher, mal tiefer, oder es wurde einer, hinten. Oft wehrte sie sich weinend, denn das Durchkämmen durch das dicke, klettige oder filzige Haar ziepte schrecklich. Entziehen oder weglaufen war zwecklos. Ihre Mama bestand darauf. Irgendwann aber war es ihre Mama leid, morgens immer dieses Theater mit ihr zu haben. Sie nahm sie bei der Hand und brachte sie zum Friseur, der, so entschied sie, sollte ihr die Haare auf halbe Länge abschneiden. Sie selbst hatte sich wohl gefügt, aber sie war traurig, ihr schönes langes Haar zu verlieren. Seitdem trug sie es mal kürzer als Bubikopf, mal länger bis zu den Schultern. Eben schlicht. Nur gelegentlich, zu Familienfesten oder zur Konfirmation, hatte es ihre Mama mit Lockenwicklern und Föhn in Form gebracht. Große Veränderungen war sie also nicht gewöhnt.

Unterdessen tänzelte der Friseur etwas affektiert von einer Seite auf die andere, blieb stehen, schaute sein Werk im Spiegel an und

plauderte daneben munter mit ihr weiter, über so manchen guten Ratschlag, den er für seine Kunden stets hatte.

»... und dann hab ich ihm gesagt, er soll das Zeug nicht mehr nehmen. Grauvoll sah er aus. Wirklich grauenvoll. Wie ein dreifarbigter Kater.« Dabei lachte er. »Gegen graues Haar wirkt das Zeug eben nicht wirklich.«

Hanne Sommer hörte ihm zu, wenn sie sich auch nicht sonderlich für seine Geschichten interessierte, ja sie verstand sie nicht einmal. Dafür aber bewunderte sie seine schwungvollen, kapriziösen Bewegungen. Wenn er sprach, tat er dies förmlich mit dem ganzen Körper, und jede Geste wurde zu einer komischen Pose. Wenn ihr sein Gehabe auch etwas ulkig vorkam, so genoss sie doch seine gutgelaunte Redseligkeit. Sie holte sie aus ihrer Lethargie und versetzte sie in eine unbeschwerte Stimmung. Sie war froh, dass sie nicht so aussah wie die Frau neben ihr. Das Rot war zu grell. Ob die Frau es wirklich so wollte? Sie sah aus wie ein Feuermelder. Manche, tröstete sie sich, mochten offenbar das Auffällige. Dazu musste man Mut haben. Viel schwieriger aber war, was man dazu wohl anzog? Grün schon mal nicht. Schwarz ja, Blau vielleicht, Braun auf keinen Fall, entschied sie. Aber was ging sie das überhaupt an? Gar nichts.

Der junge Mann war fertig, stellte sich hinter den Stuhl und fragte in den Spiegel schauend:

»Gut so, Schätzchen?«

Natürlich war er mit seinem Werk zufrieden und erwartete von ihr ebenfalls Lob und Bestätigung. Hanne Sommer schaute sich einen Moment lang an. Ja, es sah flott aus, modisch, aber es passte nicht zu ihr, fand sie. Sie fühlte sich weder schick noch adrett, das Schlichte, Unscheinbare lag ihr mehr. Trotzdem nickte sie. Wer sich so viel Mühe gab, den durfte man nicht enttäuschen, dachte sie. Doch ein überschwängliches Lob kam ihr nicht über die Lippen. Das konnte sie nicht. Es musste wohl an ihrer Schüchternheit liegen,

sie traute sich nicht, jemandem mit Gefühlen zu begegnen. Und sei es nur ein freundliches Lob.

»Entzückend«, lobte er sich eben selbst, wenn sie schon so zurückhaltend war. »Entzückend siehst du aus. Das kurze Haar steht dir viel besser, Schätzchen. Wenn ich noch daran denke, wie du früher aussahst ... «, dabei machte er eine abschätzige Geste. »Ich sag ja immer«, lachte er, »eine tolle Frisur macht aus einem Pinscher einen Königspudel.«

Hanne Sommer hingegen erschrak über seine Bemerkungen. Ihr wurde plötzlich bewusst, dass die Veränderung nicht ihre Idee war. Sie fühlte sich verführt.

»Kann ich dir noch etwas Gutes tun?«, fragte der junge Mann und sah sie dabei direkt an. »Ich meine, wenn man ein so tolles Haar hat, sollte man auch an die Pflege denken, nicht wahr?! Wie wäre es mit mehr Volumen?«

Hanne Sommer sah sich abschätzend im Spiegel an. Wie sollte mehr Volumen aussehen, fragte sie sich. Wie ein Ballon? »Nein«, lehnte sie ab, »ist nicht nötig.«

»Und wie ist es mit Revitalisierung? Das heißt, deinem Haar wieder Kraft geben?«

Kraft? Sie fand nicht, dass ihr Haar dünn und fipselig war. »Nein, danke, das brauche ich auch nicht«, schüttelte sie den Kopf.

Der Friseur gab auf. Er merkte, dass sie nicht eitel war. Solche Leute wie sie legten so gar keinen Wert auf irgendwelche Schönheitsmittel. Das war schade. Sanft und freundlich nahm er ihr den Umhang ab. Bevor sie sich vom Stuhl erhob, warf sie noch einen kurzen Blick in den Spiegel, so als ob sie sich zu ihrem neuen Aussehen Mut machen wollte. Mut brauchte sie. Sie bedankte sich bei dem jungen Mann, lächelte sogar und ging zur Kasse.



# 3

Die Sekretärin war gerade dabei, die E-Mails zu lesen, als Langhoff das Büro betrat. Sie las die letzte Nachricht zu Ende und schaute dann kurz zu ihm auf. Sie kannte ihren Chef gut, deshalb sah sie ihn taxierend an, um herauszufinden, welche Laune er heute Morgen hatte. An den meisten Morgenden, daran war sie schon gewöhnt, erschien er schweigend und missgelaunt, das heißt angespannt und gereizt. So auch heute. Immerhin rang sich Langhoff ein knappes »Morgen« ab.

Vorsichtig, aber freundlich erwiderte sie seinen Gruß: »Guten Morgen, Herr Langhoff.« Dennoch war sie auf der Hut, ein falsches Wort konnte ihn sofort zu einer schroffen Bemerkung reizen.

Langhoff ging zielstrebig durch die Tür, an der »Geschäftsführer« stand. Drinnen öffnet er als Erstes den Knopf des Jacketts, er beengte ihn, legte dann die Tasche auf den Schreibtisch und ging hinüber zum Fenster. Bevor er es kippte, hielt er inne. Sein Blick blieb da unten auf dem Parkplatz hängen. Da der um diese Zeit bereits voll besetzt war, konnte es sich nur um die Autos der Angestellten handeln. Wo war da noch Platz für die Wagen der Patienten und Besucher, schoss es ihm durch den Kopf. Davon gab es entschieden zu wenig. Das musste er ändern. Sofort.

Unterdessen widmete sich die Sekretärin wieder den E-Mails, von denen sie drei ausdrückte. Sie wusste, dass Langhoff gleich wieder erscheinen würde. Die letzte E-Mail war noch nicht ganz ausgedruckt, da stand er erneut vor ihrem Schreibtisch. Es war der Augenblick, in dem er, wie üblich, die Post durchsah. Wortlos reichte sie sie ihm über den Schreibtisch. Ruhig und aufmerksam schaute er sich jeden einzelnen Brief an, drehte ihn, sah auf den Absender und sortierte den einen oder anderen nach seiner Wichtigkeit aus. Diese legte er auf dem Schreibtisch ab, jene schaute er

näher an. »Irgendetwas Besonderes?«, fragte er so ganz nebenbei, während er las. Abgelenkt durch den Inhalt eines Schreibens, antwortete die Sekretärin zerstreut: »Nein.« Dann aber fiel ihr ein, dass da doch etwas war. »Oder doch«, korrigierte sie sich eilends, »der Blumenstrauß da wurde für Sie abgegeben.«

Ohne die Durchsicht der Briefe zu unterbrechen, wollte er wissen: »Von wem?«

»Von Frau Dr. Lambert.«

»Soso«, kommentierte Langhoff geringschätzig.

Er war fertig mit der Post, nahm die Briefe, die er aussortiert hatte, und war im Begriff zu gehen.

Die Sekretärin hielt ihn auf. »Soll ich ihr etwas ausrichten?«

»Nein«, lehnte Langhoff ab. »Ich weiß schon, was die will. Den Posten der Oberärztin.«

Verdutzt schaute ihm die Frau hinterher. Woher wusste er das? Wohl kannte sie ihn so gut, um zu wissen, dass er eine gute Menschenkenntnis hatte, und bewunderte ihn manchmal dafür, aber sein Gespür hatte etwas Teuflisches. Da war immer ein Verdacht. Vielleicht hatte er sich sogar auf die negativen Seiten von Charakteren spezialisiert, vermutete sie. Das Gute brauchte er nicht, das überließ er anderen. Er brauchte das Schlechte, das Entlarvende, das, was sich nutzen ließ. Diese Eigenart aber machte ihn unheimlich. Dennoch, oft genug spürte sie seine Hilflosigkeit, deshalb tat er ihr eher leid. Eines aber war er bestimmt nicht, nämlich bestechlich. Nie hatte sie erlebt, dass er sich auf diese Weise vereinnahmen ließ oder gar abhängig machte. Manche versuchten es wie Frau Dr. Lambert, die meisten aber, die sich mit Geschenken oder Schmeicheleien an ihn rangetastet hatten, erfuhren bald, dass sie so bei ihm nicht landen konnten. Nein, käuflich war er ganz und gar nicht, das machte ihn trotz allem glaubwürdig. Inzwischen aber war Langhoff längst in seinem Büro verschwunden.

Langhoff schloss die Tür hinter sich und ging an seinen Schreibtisch. Das Büro war relativ groß, hell und geräumig, so wie es seiner Position gebührte. Wohl war es gut ausgestattet mit entsprechenden Aktenschränken, Sitzungstisch, Stühlen und einem komfortablen Schreibtisch, aber es fehlte die Behaglichkeit. Es war eher schmucklos und hatte den Charme von Gebrauchtmöbeln. Jegliches Dekor vermied er. Seitdem er Geschäftsführer war, das waren fast acht Jahre, hatte er an der Einrichtung nichts verändert. Schlicht sollte alles sein und weniger schön.

Er setzte sich an den Schreibtisch, auf dem sich die Akten stapelten. Aber die interessierten ihn zunächst nicht. Ein stummer Gruß ging wie jeden Morgen erst einmal an seine Mutter, deren Foto der einzige persönliche Gegenstand war, der sich auf dem Schreibtisch befand. Früher war das Bild mit einem schwarzen Band versehen gewesen, aber das hatte er bald nach ihrem Tod vor zwei Jahren wieder entfernt, weil ihn das Schwarz allzu schmerzlich an ihren Verlust erinnerte. Wenn er ihr Bild anschaute, lösten ihre sanften, ernsten Züge für einen Moment lang seine inneren Spannungen und machten ihn ruhig. Früher hatte er sie einmal am Tag angerufen, meistens wenn er eine schwierige Entscheidung zu treffen hatte oder einen Rat brauchte. Sie wusste oft zwar nicht, worum es ging, aber sie hörte ihm immer zu. Heute musste er mit allem allein fertigwerden. Doch seine stumme Zwiesprache wurde sofort wieder gestört, als es klopfte und unmittelbar danach die Sekretärin eintrat. Zielstrebig steuerte sie auf ihn zu, um ihm eine Akte zu geben. »Die Statistiken der Nachbehandlungen sind eben gekommen.«

Langhoff nahm ihr die Akte ab und nickte stumm. So schnell, wie sie gekommen war, hatte sie sein Büro auch wieder verlassen. Sie kannte seine andächtigen Momente und wollte ihn nicht über Gebühr belästigen. Er sah sich wieder an seine Pflichten erinnert. Die Statistiken waren wichtig, darauf hatte er gewartet. In einigen Abteilungen waren die Kosten der Nachbehandlungen unvertretbar

hoch geworden, in manchen sogar um ein Drittel. Das war absolut inakzeptabel, und es war an ihm, dafür die Gründe herauszufinden. Probleme dieser Art waren seine Leidenschaft und ihre Lösungen seine Begabung. Operative Taktiken und Strategien waren seine Stärken, dafür hatte er ein untrügliches Geschick, sowie Pläne zu entwerfen, um sie auszuführen. Er wusste, was nötig war zu tun und wie man Probleme löste, um zum Ziel zu kommen. Und Ziele hatte er immer.

Er schlug die Mappe auf, las aufmerksam das eine und andere Resümee, blätterte weiter und weiter. Irgendetwas vermisste er in den Tabellen. Er blätterte vor und zurück, aber das, was er suchte, fand er nirgends. Schließlich wurde er ärgerlich, griff zum Telefon und wählte hastig eine Nummer. Am anderen Ende meldete sich jemand. Ohne die Rede des anderen abzuwarten, fiel ihm Langhoff brüsk ins Wort.

»Ich habe die Statistiken vor mir liegen und vermisste Daten.« Ungeduldig hörte er die Erwiderung.

»Welche?«, wiederholte er schroff. »Die Auflistung nach Alter natürlich.« Wieder hörte er widerwillig zu. Wie aufs Stichwort wurde er aggressiv. »Nicht relevant? Wissen Sie eigentlich, wen Sie vor sich haben?«, fragte er nervös und herausfordernd. Wie üblich verwickelte er den anderen in ein Streitgespräch, um ihm Schuld zuzuweisen. Langhoff hatte ein untrügliches Gespür für Menschen. Wenn er ihnen begegnete, ließ er sich von ihnen etwas erzählen und wusste sofort, wen er vor sich hatte und wie er diese Person zu behandeln hatte. Er hörte genau hin, um die Schwachstellen auszuloten. Bei passender oder auch unpassender Gelegenheit, jedenfalls dann, wenn er sie geschickt lenken, beeinflussen oder demütigen wollte, wendete er die Schwäche gegen die Person und gewann. Niemand sollte sich sicher fühlen.

»Als was haben wir Sie eingestellt?«, fragte Langhoff den anderen suggestiv. Der andere gab eine Antwort. »Richtig«, bestätigte Lang-

hoff, »als Controller. Dann überlassen Sie Entscheidungen gefälligst mir«, drohte er ihm. Nachdem er sich sicher war, dass er den anderen genug eingeschüchtert hatte, befahl er ihm, das Nötige zu tun. »Sie besorgen sich jetzt die Geburtsdaten aller Patienten, bei denen es eine Nachbehandlung gab. Listen Sie sie mir nach Stationen und Alter auf. Haben Sie das verstanden?«, bezweifelte er die Kompetenz des Controllers. Um ihn für seinen Widerspruch zu strafen, wies ihn Langhoff an, die Sache bis morgen Mittag zu erledigen. Natürlich protestierte der andere. Das war sehr knapp, wie Langhoff selbst wusste, aber Pardon wurde nicht gegeben. Stattdessen verbat er sich, dass der andere ihm länger seine Zeit stehle, und erinnerte ihn daran, seinen Job zu machen. Immerhin war er dafür eingestellt worden. Zornig legte er auf.

Der Nachklang des Gespräches war in ihm eine Mischung aus Erregung und Genugtuung. Er hatte aus seiner Schwäche, nämlich aus der ängstlichen Spannung, irgendwann eine Stärke gemacht. Andere zu manipulieren, die Taktik, Schuld zuzuweisen und aggressiv einzuschüchtern, hatte sich für ihn als wirkungsvoll herausgestellt. Angriff war für ihn die beste Verteidigung. Und es funktionierte. Er selbst war dadurch unangreifbar geworden.

Langhoff klappte die Akte mit den Statistiken zu und legte sie in die Ablage »Unerledigt«. Ihm fiel ein, dass er noch Unterlagen zu unterschreiben hatte, die dringend waren. Mit einem letzten prüfenden Blick überflog er die Anweisungen und unterschrieb sie dann. Eilig stand er auf, um die Schreiben ins Sekretariat zu bringen.

Die Sekretärin war gerade dabei, einen Brief zu formulieren, der ihr irgendwie nicht gelingen wollte, als Langhoff aus seinem Büro kam. Er legte ihr die Unterlagen gleich neben den Computer. »Das muss heute noch raus!«

Mit einem kurzen Seitenblick bestätigte sie seine Aufforderung. »Ja, ist gut.«

Er war schon im Gehen, als ihm noch etwas einfiel. »Ach, noch etwas. Es müssen unbedingt mehr Parkplätze für Patienten und Besucher bereitgestellt werden. Es geht nicht, dass alle von den Mitarbeitern besetzt werden. Schreiben Sie eine Anweisung, und legen Sie sie mir nachher vor.«

Verwundert schaute sie zu ihm auf. Wann hatte er sich das ausgedacht?

Langhoff verschwand wieder in seinem Büro.

# 4

Hanne Sommer kam in ihre Wohnung. Sorgfältig drückte sie die Tür hinter sich ins Schloss und sicherte sie doppelt, unten drehte sie den Schlüssel zwei Mal um und oben legte sie den Riegel vor. Erst dann warf sie die Tasche auf das Schuhschränkchen in der Garderobe und hängte ihre Jacke auf. Nur die Post behielt sie in der Hand. Wie gewöhnlich ging sie zuerst ins Wohnzimmer, das klein und gemütlich war. Sommer legte die Post auf den Couchtisch und schaltete den Fernseher ein. Was gibt's hier? Mehr aus Neugier als aus Interesse zappte sie durch die Kanäle. Vergebens. Um diese Zeit gab es weder einen Spielfilm noch einen spannenden Bericht über archäologische Ausgrabungen. Die sah sie am liebsten. Überall gab es nur Koch-Programme oder Zoo-Geschichten. Egal, sie blieb bei einem dieser Programme hängen. Im Grunde war es ihr sowieso einerlei, sie sah ohnehin nicht hin. Sie brauchte nur eine Geräuschkulisse in der stillen Wohnung. Es war vieles noch so, wie es ihre Eltern einst eingerichtet hatten. Gute 70er-Jahre. Vor einem modernen, hellen Sofa stand ein flacher brauner Tisch. Über die seitliche Wand zog sich ein Stufenregal, das zum Teil mit Büchern, zum Teil mit Nippes gefüllt war, und hinter ihr, an der anderen Wand, stand eine Kommode. Direkt im Sichtfeld vom Sofa aus befand sich der Fernseher auf einem niedrigen Tischchen. So gefiel es ihr. Sie hatte keinen Grund, irgendetwas zu ändern. Außerdem hatte sie weder viel Geld noch, was wichtiger war, eigene Vorstellungen, wie sie sich neu einrichten sollte. Natürlich hatte sie das eine oder andere inzwischen angeschafft, wie zum Beispiel den CD-Turm und den Sessel, denn Schallplatten gab es ja kaum noch, die CDs waren allein ihr Geschmack: Helene Fischer, Howard Carpendale, Wolfgang Petry, Adele, und der alte Sessel war schon ziemlich durchgesessen gewesen. Der neue hatte eine hellere Farbe, aber sah dem

alten ähnlich. Auch der Blumentopfständler, der jetzt dort am Fenster stand, gefiel ihr besser als Blumentöpfe, die auf dem Fensterbrett platziert waren.



# 5

Im Gegensatz zum Wohnzimmer sah die Küche trostlos aus, verlassen. Selten saß sie hier am Tisch und aß. Es war ihr zu dunkel hier drinnen, weil vor dem Fenster eine knorrige, alte Linde stand, die wenig Licht hereinließ. Die anderen Nachbarn hatten sich zwar schon darüber beschwert und wollten sie fällen lassen, aber sie hatte sich an der Unterschriftenaktion nicht beteiligt. Es tat ihr leid um den alten Baum. Der mochte schon an die 50 oder 100 Jahre alt sein. Kräftig war er, mit einer ausladenden, fülligen Blätterkrone, die wohl immer Schatten warf in dem schmalen Innenhof, aber dennoch, besonders im Frühjahr, ein so helles, leuchtendes Grün hatte, das ein erfrischendes Dekor war in der tristen Häuserflucht. Nein, sie wollte nicht, dass die schöne Linde gefällt würde.

Auch kochen mochte sie hier in der Küche nicht, denn wer aß schon gerne alleine. Ein Imbiss fand sich immer auf dem Weg, in dem sie schnell eine Kleinigkeit essen konnte. Anspruchsvoll war sie eh nicht. Nur am Wochenende kochte sie sich etwas, nichts Überwältigendes, eher etwas, was schnell ging und worauf sie Appetit hatte. Kochen war ohnehin nicht ihre Leidenschaft. Das lag vielleicht daran, dass sie es nie gelernt hatte, denn diese Arbeit übernahm stets ihre Mutter. Die konnte nicht nur die leckersten Gerichte zaubern, darin war sie nicht zu übertreffen, sondern sie mochte es auch nicht, wenn ihr Hanne dabei zusah, und schickte sie immer aus der Küche. So hatte sie nie das richtige Gefühl für die Zutaten, Gewürze und die Menge bzw. das Maß bekommen, das man zum Kochen brauchte. Schließlich fehlte ihr auch das rechte Interesse. Aber für sie reichte es. Sie hatte ihre ausgesuchten Gerichte, die sie immer wieder kochte und die ihr, für ihren Geschmack, gelangen.

Die Cola, die sie aus dem Kühlschrank nahm, war zu kalt. Trotzdem goss sie sich ein Glas ein und nahm es mit zurück ins Wohn-

zimmer. So als ob sie etwas Wichtiges tun müsste, ging sie zum Fenster, blieb an der Seite stehen, schob die Vorhänge vorsichtig eine Idee zur Seite und schaute verborgen dahinter nach rechts und links hinunter auf die Straße. Aufmerksam beobachtete sie einen Moment lang alle, die da unten gingen oder standen. Drüben auf der anderen Straßenseite stand ein Mann mittleren Alters und schaute die Straße hinunter. Offenbar wartete er auf jemanden. Ja, ein Auto hielt, er stieg ein und fuhr davon. Die alte Dame aus dem Haus gegenüber führte, wie üblich, ihren Hund Gassi. Sie wartete geduldig, bis er sich den kurzen Weg entlanggeschnüffelt hatte. Zwei Mädchen standen auf dem Gehweg und hantierten eifrig mit ihrem Handy. Sie ließen sich nicht einmal durch den Hund stören. Niemand kam ihr verdächtig vor. Schließlich wendete sie sich wieder vom Fenster ab und ließ sich auf der Couch nieder. Ganz nebenbei nahm sie erneut einen Schluck Cola.

Hanne Sommer sammelte sich einen Augenblick lang. Interessiert schaute sie zu, wie der Tierpfleger im Fernseher einen der bunten Fische aus dem Aquarium mit einem Kescher angelte. Vorsichtig setzte er den gelbblauen Fisch in einen Eimer. Es fesselte sie nicht lange. Ihr Blick glitt über all die Prospekte, Zeitungen und Briefe, die unordentlich verstreut auf dem Tisch herumlagen. Sie nahm den Brief des Unbekannten, der, wie üblich, heute wieder gekommen war. Sollte sie, oder sollte sie nicht? Sie zögerte wie immer. Schließlich entschloss sie sich doch und öffnete ihn. Neben dem Bogen fand sie darin eine Zeitungsseite mit rot angestrichenen Stellenanzeigen. Die legte sie erst einmal beiseite, während sie den Bogen aufschlug und las:

»Hanne Sommer,  
es ist ein schöner Sommertag, und ich hoffe, Sie genießen die warmen Sonnenstrahlen. Wärme ist wichtig, vor allem menschliche Wärme. Ich weiß, dass Sie dringend Wärme brauchen, weil

Sie einsam sind. Das wollen Sie nicht mehr, nicht wahr?! Glauben Sie mir, das kann ich gut verstehen. Das habe ich alles selbst durchgemacht. Sie sehen, wir sind Seelenverwandte. Als ich Sie das erste Mal sah, mit Ihrer hässlichen Wollmütze, dem viel zu großen, unvoreilhaften Mantel und den ausgetretenen Stiefeln, erinnerten Sie mich an einen traurigen Schatten. Mir ist aufgefallen, Sie sind unnahbar und kläglich. Ich bedaure Sie und weiß, Sie brauchen meine Hilfe. Sie sehen, ich mache mir Sorgen um Sie. Das müssen Sie mir hoch anrechnen, nicht wahr?! Finden Sie nicht, dass das die beste Gelegenheit ist, mir entgegenzukommen?! Glauben Sie mir, Veränderungen sind immer schmerzlich. Das kenne ich nur zu gut. Aber das Leben ist nun einmal Geben und Nehmen. Verstehen Sie! Ich weiß, dass Ihnen das nicht gefällt, aber Sie müssen lernen, zu geben und sich anzupassen. Da ist es doch wohl nicht zu viel verlangt, Sie an meine Aufträge zu erinnern. Wie steht es mit dem Kochkurs? Denken Sie daran, dass auch in Gewürzmischungen Gluten enthalten ist. Lesen Sie die Ingredienzien ganz genau. Hören Sie: ganz genau! Und das Brot braucht viel Feuchtigkeit, am besten Sie mischen gekochte Kartoffeln in den Teig. Zum 2. Auftrag: Ihre Jobsuche dauert schon viel zu lange. Irgendetwas machen Sie falsch. Treten Sie entschlossener auf! Stellen Sie sich geschickter an. Damit Sie es besser machen, finden Sie zwei Stellenanzeigen, die ich für Sie ausgesucht habe. Rufen Sie dort an, und fragen Sie nach dem Gehalt. Gleich!

Zum Schluss möchte ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen. Einem hochmütigen Maharadscha, der gerne jagte, wurde prophezeit, dass ihn der 100ste Tiger das Leben kosten wird. Er nahm es nicht ernst. Als er den 100sten Tiger nur angeschossen hatte, lachte er. Wissen Sie, woran er starb? Er riss sich einen Splitter an dem Holztiger seines Sohnes ein, der eine Blutvergiftung ver-

ursachte. Daran starb er. Was ich Ihnen damit sagen will: Ich treffe Sie in einem Augenblick, in dem Sie nicht mit mir rechnen. Hiob«

Irritiert wie jedes Mal legte sie den Bogen auf den Tisch. Von Bedrückung und Zorn aufgewühlt, saß sie wie gelähmt da. Sie war so aufgelöst, dass sie nicht in der Lage war, sich auf einen klaren Gedanken zu konzentrieren. Sie legte sich langsam nach hinten gegen die Couch. Einen Moment lang verharrte sie so. Sollte sie es tun? Sollte sie dem nachkommen, was er von ihr wollte? Die Unsicherheit lähmte den Widerstand. Also richtete sie sich wieder auf und nahm die Zeitungsseite, auf der er Stellenanzeigen rot angestrichen hatte. Gesucht wurden in beiden Sekretärinnen. Es kostete sie einige Überwindung, die Telefonnummer der ersten Anzeige zu wählen. Das Zugehen auf Fremde, noch dazu am Telefon, verursachte in ihr jedes Mal Widerwillen, ja Blockaden, welcher Art auch immer. Sie wusste es nicht genau. Am anderen Ende der Telefonleitung ging ein Klingelton. Sie zählte die Klingelzeichen. Beim achten Mal gab sie auf. Keiner hatte sich gemeldet. Eigentlich war sie erleichtert. Einen Moment lang lehnte sie sich zurück und sah zum Fernseher. Dort wuselten gerade Erdmännchen umeinander. Die putzigen Tierchen setzten sich ganz aufgeregt in Positur, hielten Ausschau nach irgendwelchen Feinden und stritten sich um die Mehlwürmer aus einem Karton. Hanne Sommer musste lachen. Die waren zu komisch. Sie war entspannter. Doch sie musste noch eine Hürde nehmen. Etwas mutiger wählte sie die Nummer der zweiten Anzeige. Sie hatte gar nicht so schnell damit gerechnet, aber schon nach dem dritten Klingelton meldete sich eine Männerstimme. Völlig überrascht suchte sie nach den passenden Worten, um es richtig zu machen. »Guten Tag. Sommer ist mein Name, Hanne Sommer. Es geht um Ihr Stellenangebot.« Sie hörte. »Ja, ja, ich habe schon als Sekretärin gearbeitet«, bestätigte sie. Dann hörte sie wieder. »Im

Sekretariat einer Berufsschule«, war ihre Antwort auf die Frage, wo sie schon einmal als Sekretärin gearbeitet hatte. Der Mann am anderen Ende der Leitung schien Interesse zu haben. Sie hörte ihm zu. Freundlich beschrieb er ihr, welche Aufgaben die Stelle beinhaltete. Damit konnte sie etwas anfangen. Ohne dass sie fragen musste, zählte er ihr auch gleich die Anforderungen an den Bewerber auf. Das meiste konnte sie bieten und bestätigte es ihm. Weil er wohl merkte, dass sie für die Stelle in Frage kam, bat er sie, ihre Bewerbungsunterlagen zu schicken. »Ja, gerne«, kam sie ihm entgegen, »ich schicke Ihnen gerne meinen Lebenslauf und Zeugnisse.« »Noch eine Frage«, bat sie ihren Gesprächspartner zögernd. »Wie viel zahlen Sie? Ich meine brutto?« Und sagte dann: »Das ist gut..« Beruhigt über seine Antwort, bedankte sie sich und legte auf. Obwohl sie ein gutes Gefühl hatte, haderte sie mit sich. Sollte sie sich wirklich dort bewerben? Eigentlich war sie mit dem Job, den sie jetzt hatte, ganz zufrieden. Da war sie doch erst seit gut einem halben Jahr, und so gerne wechselte sie nicht. Dass sie in der neuen Tätigkeit mehr verdiente, war für sie kein Beweggrund. Aber ging sie mit der Bewerbung ein Risiko ein? Nein, denn sie rechnete nie damit, in die engere Wahl zu kommen.

# 6

Auf der Orthopädie war etwas Ruhe eingekehrt nach der vormittäglichen Hektik. Die OPs waren alle gemacht, bis auf die letzte, die noch mindestens bis zum Mittag dauerte. Zwei Schwestern nutzten die kurze Zeit des Verschnaufens, um auf dem Flur ein Schwätzchen zu halten. Natürlich ging es um das Liebesleben.

»Wo habt ihr euch denn kennengelernt?«, wollte Sandra wissen, die eine der beiden.

»Bei Daniel«, antwortete Ramona, die andere, kurz.

Den kannte Sandra nicht, deshalb fragte sie nach: »Wer ist Daniel?«

»Der Freund von meiner Schwester. Der hat 'ne Party geschmissen vor einer Woche. Erst wollte ich gar nicht hingehen, aber meine Schwester hat mich unheimlich genervt, ich soll mitkommen.«

»Das kenn ich, erst keine Lust und dann tolle Stimmung.«

»Was sollte ich machen, sie hat ja nicht lockergelassen.«

»Und wie hast du ihn nun kennengelernt?«

»Daniel hat so einen Daddelautomaten, und da stand Lars und hatte keine 50 Cent mehr. Weißt du, was er gemacht hat?!«

Sandra zuckte mit den Schultern.

»Angeschnorrt hat er mich einfach. Aber er war süß, wirklich süß«, seufzte Ramona.

Sandra beneidete sie ein bisschen. Sie war gerade solo.

»Und trefft ihr euch wieder?«, wollte sie von der Kollegin wissen.

»Ja, morgen Abend«, erwiderte die fröhlich.

»Und wo geht ihr hin?«

»Ins Biarritz.«

»Kenn' ich«, bemerkte Sandra noch, als ihr Blick plötzlich den Flur hinunterging. Erschrocken gewahrte sie Langhoff, der gerade

aus dem Fahrstuhl kam und in den Flur einbog. »Der Sklaventreiber kommt!«, zischte sie.

Jetzt ebenfalls erschrocken, schaute sich Ramona um und sah das Unheil nahen. Wie auf Kommando verschwand die eine in die Wäschekammer, die andere rettete sich in ein Zimmer. Langhoff schritt forsch wie üblich den Gang hinunter, nicht ohne prüfende Blicke nach links und rechts zu werfen und sich im Flur umzuschauen. Auf einem Medizinwagen, der links verlassen vor einem Zimmer stand, entdeckte er zwei leere Wasserflaschen. Unglücklicherweise kam gerade eine Stationshilfe aus jenem Zimmer.

»Die gehören da nicht hin!«, deutete Langhoff streng auf die Flaschen.

Völlig irritiert, schnappte sich die junge Frau die Flaschen, um sie zu entfernen, während Langhoff seinen Weg fortsetzte.

Als er hinter der Schwingtür am Ende des Flures verschwunden war, öffnete sich eine Zimmertür, und heraus traten Dr. Rolf Abel und die Stationsschwester. Sie waren gerade bei der Visite. Abel blieb nachdenklich stehen. »Das Knie sieht nicht gut aus. Zeigen Sie mir noch einmal das Krankenblatt.«

Die Schwester reichte es ihm. Abel schaute sich das Röntgenbild noch einmal genauer an. »Da ist ein zweiter Entzündungsherd«, stellte er fest. »Aber eine weitere OP möchte ich ihr nicht mehr zumuten.« Abel sprach mehr zu sich selbst, aber die Schwester zückte schon mal Stift und Block, um, wenn nötig, seine Änderungen aufzuschreiben.

»Wir machen mal Folgendes«, begann er. »Wir setzen Ylosoxin ab. Dafür geben wir Plaxozilin, 3 x 2.«

Die Schwester hielt inne. »Das gibt Ärger, Herr Doktor.«

Abel sah sie verwundert an.

»Plaxozilin ist zu teuer«, erklärte sie. »Sie wissen doch, in dem Alter sollen wir keine teuren Antibiotika mehr geben.«

Mehr unter [midnight.ullstein.de](https://midnight.ullstein.de)